

**Auszug aus:**  
**Norm, Normalität, Gesetz**  
**hg. von André Michels, Susanne Gottlob, Bernhard Schwaiger**  
**Wien, Berlin, Dezember 2012, turia + kant**

**Im Kontext der Schriftenreihe: Klinik der Psychoanalyse**  
**hg. von André Michels, Peter Müller, Claus-Dieter Rath**

## **Vorwort**

Die Psychoanalyse steht in einem vielfachen und vieldeutigen Verhältnis zu Norm und Gesetz. Sie ist keineswegs darauf bedacht, wie es ihr einige vorhalten, das Individuum zu normalisieren oder bestehenden Normen anzupassen. In ihrer mehr als hundertjährigen Geschichte vermochte sich dennoch immer wieder die Tendenz durchzusetzen, sowohl die Ausbildung des Psychoanalytikers als auch die Ausübung der Psychoanalyse zu standardisieren. Damit möchte sich der vorliegende Band auseinandersetzen und zumindest einige Aspekte dieser bedeutenden Thematik beleuchten.

Ist die Standardisierung der Praxis und die daraus folgende Ritualisierung der psychoanalytischen Kur ein notwendiges Übel oder vielmehr als ein Defizit der Theorie zu deuten? Nicht zu übersehen ist, dass »die Einhaltung der Normen zusehends in den Einflussbereich der Gruppeninteressen gerät (*le maintien des normes tombe de plus en plus dans l'orbe des intérêts de groupe*)« (Lacan 1955, S. 326). Dagegen zog Lacan, Anfang der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts, zu Felde:

»Es handelt sich dann weniger um einen Standard als um Standing (*Il s'agit moins alors d'un standard que de standing*).« (Ebd.)

Gilt diese Feststellung auch heute noch? Von der »Kur« gibt es nur »Varianten«, die von einem vorgegebenen Typus oder Ideal abweichen. Erst in der Abweichung (*déviaton*) findet die Psychoanalyse ihre Orientierung und die »Wahrhaftigkeit«, um die es in jedem singulären Sprechen geht, einen Maßstab (ebd., S. 328). Dieser ist nicht nach objektiven Kriterien quantifizierbar und evaluierbar. So sieht sich die Psychoanalyse dem doppelten Vorwurf ausgesetzt, das Individuum an die Maßstäbe (Normen) der Gesellschaft anpassen zu wollen, jedoch jenen der Naturwissenschaften nicht Genüge zu leisten.

Welche Normen sind aber dann in ihr am Werk? Welchen Maßstäben unterliegt sie in Theorie und Praxis? Michel Foucault sieht den Ursprung der Psychoanalyse in der

»großen Anstrengung der Disziplinierung und Normalisierung, die das 19. Jahrhundert durchzieht. Freud wusste das sehr wohl. Es war ihm bewusst, in Sachen Normalisierung, stärker als die anderen zu sein. Was bedeutet also die heiligende Scham (*la pudeur sacralisante*), zu sagen, dass die Psychoanalyse nichts mit der Normalisierung zu tun habe.« (Foucault 1975, S. 759, übersetzt von A. M.)

Auch wenn Foucault an dieser Stelle nicht auf ihre Eigenart eingeht,<sup>1</sup> sie mehr noch verfehlt, so lässt sich nicht leugnen, dass die Kräfte der Normalisierung, sowohl von

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Foucaults frühere Ausführungen zum Verhältnis der Psychoanalyse zu Norm und Gesetz, in: ders. (1974): Die Ordnung der Dinge. 10. Kapitel, Abschnitt V: Psychoanalyse, Ethnologie, S. 447ff.

außen als auch von innen, auf die Psychoanalyse einwirken und von ihr Besitz ergreifen möchten. Nur wenn sie ihnen Widerstand leistet, wird sie ihre Eigenständigkeit auch bewahren können. Nur wenn sie mit jeder Kur neu erfunden wird, bleibt sie als kreativer Prozess erhalten.

Worin lässt sich aber das Neue erkennen? Es zeigt sich zunächst in dem Abstand (*écart*), der Spanne, die sie von jeder gesellschaftlichen, wissenschaftlichen oder ästhetischen Norm unterscheidet. Spezifisch für die Entstehung und Entwicklung des analytischen Diskurses ist die Überschneidung der Gebote der Ethik mit den Regeln der Heuristik, die für alles Schöpferische, das wissenschaftliche wie künstlerische Schaffen, gelten. Eine solche Überschneidung wird mit jeder Kur angestrebt, insofern sie der »Grundregel« unterliegt, die den »Einfall« hervorbringt, jenseits von Sinn und Verstehen, und ihm Vertrauen schenkt.

Im »Einfall« zeigt das Neue, an dem sich die Suche nach »Wahrhaftigkeit« orientiert, sowie die subjektive Position zum Begehren. Lacan führt dazu die Sentenz von Max Jacob an: »Das Wahre ist stets neu (*Le vrai est toujours neuf*)« (Lacan 2005, S. 27). Sie stellt einen Kontrapunkt zu der von den Naturwissenschaften erhobenen Forderung nach objektiven Kriterien, nach messbaren Parametern dar. Diesen hält Freud seinerseits einen, in den »Psychoneurosen« wirksamen, sog. »libidinösen Faktor« entgegen, wie er in einem ebenso humorvollen wie bissigen Kommentar über »die deutsche Wissenschaft« bemerkt:

»Die Vernachlässigung dieses libidinösen Faktors in der Armee, auch dann, wenn er nicht der einzig wirksame ist, scheint nicht nur ein theoretischer Mangel, sondern auch eine praktische Gefahr. Der preußische Militarismus, der ebenso unpsychologisch war wie die deutsche Wissenschaft, hat dies vielleicht im großen Weltkrieg erfahren müssen.« (Freud 1921, S. 103)

Die Verkennung der »Kriegsneurose« gilt für alle Neurosen und seelischen Traumen. Beschränkt man heute ihre wissenschaftliche Relevanz auf eine »Störung« (*disorder*), so setzt man diese Verkennung fort. Die zu seiner Zeit führende Wissenschaft macht Freud, zusammen mit dem Militarismus, nicht nur für einen verlorenen Krieg, sondern auch für die Zersetzung der traditionellen Bande und Werte, sogar für das Ende einer Epoche verantwortlich. Sein Hinweis auf »die phantastischen Versprechungen« eines amerikanischen Präsidenten (T.W. Wilson) unterstreicht noch die politische Brisanz der Vernachlässigung des »Libidoanspruchs«. Die destruktive Gegenseite alles Schöpferischen betrifft auch die Wissenschaft und hat das 20. Jahrhundert in einem nie dagewesenen Maß markiert.

Freud geht es vor allem um den »Protest des Einzelnen«, der ihn auszeichnet, ihn sozusagen in seiner Differenz instituiert. Er macht sich auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens hörbar und verleiht der Neurose eine politische Dimension. Ihre subversive Funktion wird heute weitgehend von denjenigen verkannt, die in ihr nur ein Fehlverhalten sehen, das sie korrigieren möchten, oder einen Störfaktor in Schule und Arbeitswelt, den es zu beheben gilt. Aus der modernen Diagnostik (ICD 10, DSM IV) wurde die Neurose gestrichen, weil sie nicht quantifizierbar ist, und damit kurzerhand ihrer wissenschaftlichen Würde entledigt. Vor allem die Hysterie war ihr ein Dorn im Auge, der es immer wieder gelungen ist, ihr Recht auf Wahrheit (Wahrhaftigkeit) besonders geräuschvoll kundzutun und vor dem Gericht der Vernunft einzuklagen.

Dieser Bezug zur Wahrheit nennt sich Sexualität, die dem herkömmlichen Verständnis von Wahrheit und Wissen gegenüber die Anrechte eines anderen Rationalismus einfordert, der nicht mehr der alleinigen Rechtsprechung der Naturwissenschaften unterliegt. Deshalb kommen in diesem Band, mit Hans Kelsen und

Georges Canguilhem, zwei Autoren zu Wort, die den doktrinalen Gehalt der Psychoanalyse vielleicht weit mehr beeinflusst haben, als allgemein bekannt ist. Ihre ganze Denkanstrengung geht dahin, von den Naturwissenschaften die sog. normativen Wissenschaften zu unterscheiden. Ein Rationalismus gegen einen anderen?

Währenddessen<sup>2</sup> mahnen gerade künstlerische Inventionen, insbesondere die Literatur auf dem Feld der Sprache, daran – bei allem Wirken der Rationalismen und ihrer Begrenzungen –, sich nicht an den Rivalitäten um die diskursive Macht aufzuhalten. Dem Sprechen in der Kur, dem Schreiben und anderen künstlerischen Aktivitäten wohnt ein Drängen inne, welches angesichts von *ανάγκη* (Freud) erfinderisch macht und sich manchmal auf den »Irrweg« (*errance*) in Richtung eines Anderen, Fremden begibt. Weniger die Eingliederung bzw. Abfindung mit dem Gegebenen, Vorliegenden zählt, eher die Berührung mit dem Ungedachten, so noch nicht Erschienenen, welches das Subjekt von innen her anspricht, ausspricht und trägt. Eine weitere Variante zum Bann des Kausalen und Rationalen bedenkt Werner Hamacher:

»(Wenn die ›Schriftsteller‹ eine *verbrannte* Welt, eine ruinierte Zeit, einen Scherbenraum beschreiben, nur magnetisierte Körper, elektrifizierte Sprachen schreiben, seit der Romantik, seit dem Barock, seit jeher mit Revenants, Echos, Phantomen umgehen und die Untergangsszenarien nicht nur der urbanen, sondern der sprachlichen Welt hervorrufen, dann sind das keine Wahnvorstellungen aus dem Repertoire industriell induzierter Psychosen, wie unsere Neo-Kausalisten vermuten, sondern realitätssüchtige Versuche, eine Welt zuzulassen, noch *vor* den Anfang der Welt zurückzugehen und mehr als eine Welt und noch anderes als eine Welt zu erreichen. [...])« (Hamacher 2012, S. 5)

Eine solche Triebkraft unterläuft die Logik des Rechts, der Rivalität und des Besitzergreifens und belebt eine Praxis des Widerstands: Das Wagnis heißt, den Sprung aus der unverschuldeten Unmündigkeit in eine Mündigkeit, in ein eigenes Sprechen, zu tun. So lässt sich, im Zuge einer Haltung zum Sprechen und Unbewussten des Subjekts, eine Überschneidung von Literatur und Psychoanalyse, am Rande des Rationalen sagen und befragen. Die daraus hervorgehenden Spannungsverhältnisse zwischen Naturwissenschaften, normativen Wissenschaften, Literatur und Kunst gilt es jedenfalls für die Psychoanalyse fruchtbar zu machen. In diesem Tumult, im aufscheinenden Widerspruch der Diskursebenen, rumort das Andere des Rationalismus. Dazwischen liegen »Konstruktionen«, im Sinne Freuds. In *Totem und Tabu* unternimmt er den Versuch einer mythologischen Rekonstruktion, derzufolge Urhorde und Vatermord die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft bzw. der Kultur, im Unterschied zur Natur, darstellen:

»Das totemische System war gleichsam ein Vertrag mit dem Vater, in dem der letztere all das zusagte, was die kindliche Phantasie vom Vater erwarten durfte, Schutz, Fürsorge und Schonung, wogegen man sich verpflichtete, sein Leben zu ehren, das heißt die Tat an ihm nicht zu wiederholen, durch die der wirkliche Vater zugrunde gegangen war. Es lag auch ein Rechtfertigungsversuch im Totemismus. ›Hätte der Vater uns behandelt wie der Totem, wir wären nie in die Versuchung gekommen, ihn zu töten.‹ So verhalf der Totemismus dazu, die Verhältnisse zu beschönigen und das Ereignis vergessen zu machen, dem er seine Entstehung verdankte.« (Freud 1913, S. 174f.)

2 Vgl. Foucault ([1966] 1974): »Aber es ist auch möglich, daß das Recht, *gleichzeitig* (hervorgeh. S.G.) das Sein der Sprache und das Sein des Menschen zu denken, für immer ausgeschlossen bleibt. Es kann sein, daß darin eine unauslöschliche Kluft (in der genau wir existieren und sprechen) besteht, so daß man jede Anthropologie, in der die Frage nach dem Sein der Sprache gestellt würde, und jede Auffassung der Sprache und der Bedeutung, die das Sein des Menschen erreichen, offenbaren und befreien will, zu den Hirngespinnsten zählen müßte« (S. 404f.). Weiter schreibt Foucault zur Frage nach dem Sein der Sprache: »Auf einem viel längeren und viel unvorhergesehenen Wege wird man zu dem Ort zurückgeführt, den Nietzsche und Mallarmé schon angezeigt hatten, als der eine fragte: Wer spricht? und der andere die Antwort im *Wort* selbst hatte aufleuchten sehen. Die Frage nach dem, was die Sprache in ihrem Sein ist, nimmt nochmals einen imperativen Ton an.« Ebd., S. 457.

Die Psychoanalyse beschäftigt sich mit den nachträglichen Wirkungen dieser vergessenen, verdrängten oder gar verworfenen Ereignisse, die der Entstehung des Gesetzes zwingend vorausgegangen waren. Lacan arbeitet die Bedeutung der väterlichen Funktion folgendermaßen aus (vgl. Lacan 1966): Das Kind verzichtet auf seine Allmacht, wenn es von seinem ursprünglichen Wunsch, mit der Mutter zu verschmelzen, d.h. ihr Phallus zu sein, ablässt, um auf diese Weise Zugang zu seinem Begehren zu bekommen; also nicht Phallus zu sein, sondern eine Position zur phallischen Funktion einzunehmen. Es ist eine Positionierung zum Gesetz, die den Eintritt in die Sprachordnung – in die symbolische Ordnung – markiert.

Das Gesetz wird hier struktural gesehen, also »gesetzt«. Es verweist stets auf etwas Verlorenes und nicht Einholbares und ist Ursache des Begehrens. Die Norm hingegen beschreibt die gesellschaftlichen Forderungen, die zunächst imaginär erscheinen, jedoch durch Sprachordnungen generiert werden. Freud beschreibt das nicht aufhebbare »Unbehagen«, das jede Form von gesellschaftlichem Zusammenleben produziert, folgendermaßen:

»Ein gut Teil des Ringens der Menschheit staut sich um die eine Aufgabe, einen zweckmäßigen, d.h. beglückenden Ausgleich zwischen diesen individuellen und den kulturellen Massenansprüchen zu finden, es ist eines ihrer Schicksalsprobleme, ob dieser Ausgleich durch eine bestimmte Gestaltung der Kultur erreichbar oder ob der Konflikt unversöhnlich ist.« (Freud 1930a, S. 456)

Es ist zwar ein Ausgleich zwischen der Aufforderung des Triebes und dem Anspruch der Kultur möglich, jedoch nicht »gesetzt«, sondern nur mittels »Kulturarbeit« (Freud 1932, S. 86) erreichbar. Norm und Gesetz können also auch als die beiden Pole dieses Spannungsfelds betrachtet werden. Es stellt sich die Frage, welche Position die Psychoanalyse in diesem Feld einnimmt, bzw. was das Eigentümliche des psychoanalytischen Felds ist. Die Psychoanalyse schafft ein Dispositiv, das dem Subjekt ermöglicht, über sein Leiden an der symbolischen Ordnung zu sprechen, aber sie kann niemals eine heile Sprachwelt versprechen: So wie eben das »Versprechen« in der Analyse den Lapsus und nicht das garantierte Wort meint.

Die Psychoanalyse fördert damit die Wahrnehmung einer Kluft, die schon von jeher bestand, aber vom Subjekt oft mit allen Mitteln abgewiesen wird. Eine Kluft zwischen der bestehenden Norm und dem Gesetz, das dieser Norm immer schon vorausgeht. Der Analysant tritt mit diesem niemals ganz formulierten und niemals ganz formulierbaren Ur-Gesetz in Beziehung, sobald er dazu in der Lage ist, sich auf eine Analyse einzulassen. Der Psychoanalytiker seinerseits kann diesen Findungs- und Erfindungsprozess in Gang zu halten versuchen, insofern er einige Merkmale dieses Gesetzes erkennt, d.h. sowohl wieder- als anerkennt, das jede bestehende Norm, jede sagbare Norm transzendiert. Einen Zugang zum Gesetz verleiht ihm erst die Deutung, als jene des Begehrens.

Die symbolische Ordnung verweist auf die Kastration, eine grundlegende Kluft in Sprache und Gesetz, infolge deren das Subjekt im Sprechen nicht völlig aufgeht und stets ein Rest bleibt. Das heißt: Norm, als Forderung einer gegebenen Ordnung an das Subjekt, und Gesetz, als das Subjekt in seinem Begehren konstituierend, können niemals kongruent sein. Tendieren und plädieren Richtungen der Psychoanalyse zur Angleichungen der Subjekte an Normen, werden sie zum Instrument einer gegebenen Herrschaftsform, die das »richtige« Gesetz zu besitzen vorgibt. So werden in manchen psychoanalytischen Schulen normative Störungen der Ordnung (z.B. Persönlichkeitsstörungen) unkritisch in die psychoanalytische Begriffswelt übernommen; dabei läuft die Psychoanalyse Gefahr, Sprachordnungen verbessern oder gar schaffen zu wollen. Dieses Spannungsfeld, das die Psychoanalyse auch in einem politischen Feld situiert, wird hier befragt: Welche Unterscheidung von Norm,

Normalität und Gesetz sind möglich? Wie wirkt sich dies auf die psychoanalytische Klinik und Deutung aus?

André Michels, Susanne Gottlob, Bernhard Schwaiger

## Literatur

Foucault, Michel (1975): *Pouvoir et corps*. In: *Dits et écrits II*, Paris 1994, Gallimard; dt. ders. (2002): *Schriften in vier Bänden*. Aus dem Französischen übersetzt von R. Ansén, M. Bischoff, H.-D. Gondek, H. Kocyba, J. Schröder, Frankfurt a. M. Suhrkamp

Foucault, Michel (1966): *Le mots et les choses*. Paris, Editions Gallimard; dt. ders. (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Übersetzt von Ulrich Köppen. Frankfurt a. M., Suhrkamp

Freud, Sigmund (1921): *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. GW XIII, S. 71-161. Frankfurt a. M. 1999, S. Fischer

ders. (1913): *Totem und Tabu*. GW IX

ders. (1930a): *Das Unbehagen in der Kultur*. GW XIV, S. 420-506

ders. (1932): *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW XV

Hamacher, Werner (2012): *Brouillon zu einer Phantasie über Feuer und Sprache*. Pour saluer Jean Daive, in: *Mütze*<sup>#</sup> 1, hg. von Urs Engeler, Solothurn 2012, S. 2-6

Lacan, Jacques (1955): *Variantes de la cure-type*. In: *Ecrits I*, Paris 1966, Seuil, S. 323-361

ders. (2005): *Mon enseignement*. Paris, Seuil; dt. ders. (2008): *Meine Lehre*. Übersetzt von Hans-Dieter Gondek, Wien 2008, Turia + Kant

ders. (1966): *D'une question préliminaire à tout traitement possible de la psychose*. In: ders. *Ecrits II*, Paris, Seuil, S. 9-61; dt. ders. (1986): *Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht*. In: ders. *Schriften II*. S. 61-117. Norbert Haas und Hans-Joachim Metzger (Hg.), Weinheim, Berlin Quadriga